

Das einzige Mass

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **13 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das einzige Maß

Eine Grenzgeschichte von Rudolf Rheiner

Der Frühnebel hängt noch in den Zweigen und Aesten und kriecht nur langsam an den Stämmen hoch. An den winzigen Knospen der Eschen treibt ein zaghaftes Grün dem kommenden Frühling entgegen. Hin und wieder schwirrt der Flügelschlag eines vorzeitig erwachten Vogels im Dämmergrau des März Morgens. Der erste Frühzug rollt an den verstreuten Bauernhöfen vorbei. Dann bettet sich die behäbige Stille wieder zwischen die frisch gepflügten Aecker und immer noch bräunlichen Wiesen, in denen das keimende Leben unter den erstorbenen Halmen des letzten Herbstes ruht.

Konrad Keller kennt dieses Bild nun schon seit Jahren, seitdem er jeden Frühling und jeden Spätsommer zum Grenzdienst aufgeboten wird. Er murt jedes Mal wie alle andern und geht eben doch, um an die Grenze zu stehen, wenn auch dieses Wort für ihn einen zwiespältigen Sinn hat. Soweit er sehen kann, ist es dieselbe Landschaft, sind es dieselben Wiesen und Wälder und selbst die Häuser jenseits der Grenze unterscheiden sich kaum von den heimatlichen. Und doch gibt es eine Grenze zwischen diesen Furchen und Bäumen, die eine andere Welt bedeuten, eine Grenze, die er zwar in den letzten Jahren nie hätte missen mögen und die ihm doch manchmal so sinnlos erscheint wie eine Mauer im gleichen Aehrenfeld. Aber das läßt sich eben nicht ändern und es ist gut, daß er in dieser langen Zeit gelernt hat, wie der ganze Zickzackweg dieser unsichtbaren Mauer verläuft. Wer ihn nicht kennt, steht bald mit dem einen Fuß drüben, mit dem andern noch im Klettgau. Langsam verziehen sich die grauen Schwaden, geben den Blick in die Weite frei und auch die schwimmende rote Scheibe dem kommenden Tag.

Konrad geht mit langsamen Schritten hin und her im Schutz der ersten Bäume und Sträucher. Etwa fünfzig Schritte entfernt ist ein gut getarntes „Nest“ gegen Schnee und Regen, und „falls es einmal brenzlich werden sollte“. Es reicht gerade für zwei Mann, ist im Boden eingegraben und selbst im tiefsten Winter nie ganz kalt. Als einmal eine Ablösung ausblieb, fand er sogar ein junges Reh darin. Lächelnd ließ er es laufen. Fangen oder töten? Nein, das hätte er nicht können. Und er freut sich heute noch seiner zögernden Sprünge in die Freiheit, wie es immer wieder stehen blieb und mit großen, erstaunten Augen den Menschen ansah, eine merkwürdige Erscheinung, die sich wohl zum ersten Male in seinen Augen spiegelte.

Mit diesem „Nest“ verbindet sich aber auch noch eine andere Erinnerung, mit der er in seinem Denken noch nie zu Rande gekommen ist. Ein Spätsommertag taucht auf und ein lustiger Soldatenkopf und zwei Lippen, die in seinen wühlen, bis er kaum mehr atmen kann... In seltsame Abwehr des Ungekannten hat er sich damals verschanzt und kann Erlebnis und Kamerad doch nicht mehr

vergessen. Er denkt auch nie an ein Mädchen wie die andern, und doch

Ueber den Hügeln im Grenzland sieht er schon seit einiger Zeit zwei Punkte, bald näher, bald ferner; jetzt kommt ein dritter dazu. Reglos bleibt er stehen, nur seine Augen suchen hin und her. Richtig, beim dritten Bauernhof sieht er auch den schweizerischen Grenzer stehen gleich ihm, mit dem Fernglas an den Augen. Jetzt weiß er auch, was es ist: Menschen flüchten, suchen den rettenden Boden. Sie haben ihn schon zweimal erreicht und wieder verlassen. Natürlich, wie sollen sie auch wissen, wo der Boden der Gewalt aufhört und derjenige einer freien Volksgemeinschaft beginnt! Jetzt kann man sie schon erkennen: ein Mann, eine Frau und ein Knabe. Sie tragen alle ein Bündel, kleine Habseligkeiten — wie dieses Wort plötzlich Leben bekommt! Selig dessen zu sein, was man hat, und wenn es auch nur noch ein jämmerliches Etwas ist. Konrad Keller ist kein großer Kirchengänger, aber in diesem Moment sagt er halblaut vor sich hin: Herrgott, lah sie überecho! Er starrt und starrt. —

Hinter ihm im Walde klickt ein Geräusch, nicht laut, auch nicht sehr nah, aber er weiß sofort: er ist nicht allein. Er hat sich mit einem Ruck umgedreht, nimmt das Gewehr fester in Anschlag. Und jetzt entdeckt er einen Mann, der von Stamm zu Stamm geht, sich duckt und deckt und wieder vorwärts springt, fast lautlos. Einer, der das nicht zum ersten Male macht, fährt es Konrad durch den Sinn. Auch er geht langsam vorwärts gegen das „Nest“ zu, trotz der schweren Schuhe auch kaum hörbar, Zweige und Steine meidend — man hat das ja gelernt. Jetzt deckt ihn eine verwachsene Hecke ganz vor dem Andern, der immer näher kommt. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht mit dunklen, brennenden Augen und schwarzen Haaren unter einer Schirmmütze. Noch jung? Ja, aber ein Gesicht, in dem das Leben gefuhrwerkt hat mit Karren voll Ungemach. Sein Blick sucht immer nur die Grenze, immer geht der Blick nur hinüber; jetzt hält er, zehn Schritte vor Konrad, erschöpft inne. Er nimmt eine zerknitterte Landkarte heraus und sucht mit fahrigem Fingern die Grenze nachzuzeichnen . . .

„Halt — was wännd Sie?!“ Konrad steht breitbeinig vor ihm. Wenn er je in eines Menschen Antlitz das Entsetzen gesehen hat, dann war es nichts im Vergleich zu dem Blick, der ihn jetzt trifft. Aber die schweizerische Uniform löst diese Augen in befreiende Entspannung. „Lassen Sie mich hinüber,“ fiebert der Andere hervor, „zeigen Sie mir den Weg über die Grenze . . . ich muß hinüber . . . ich muß hinüber . . .“ Augen und Hände betteln wie ein verhungertes Kind zu Konrad empor.

„Das isch unmöglich . . . Sie müend zrugg . . . eigentlich müeßt ich Sie ja sofort mitneh . . . da chönnd Sie niene über d’Grenze . . .“

Ein Schuß zerreißt den Morgen und echot nachhallend in den nahen Wäldern. Wie ein einziger Wille reißt es beide Gesichter zum Grenzland, das durch die Stämme in der frühen Sonne schimmert. Schrie nicht eine Frau in der Nähe? Ein wütendes Hun-

degebell erstickt jede Unterscheidung. Dann jagt ein zweiter Schuß über die friedliche Landschaft dahin...

Mit einem eisernen Griff packt Konrad den Andern und zwingt ihn mit sich in den Unterstand. Der Hagere setzt ihm auch gar keinen Widerstand entgegen und wirft sich sofort neben ihn vor die Schießluke. Und da sehen sie:

Die Frau und der Knabe haben bereits den Grenzer erreicht, aber auf der kleinen Anhöhe liegt mit noch zwei Bündeln der Mann und schleppt sich, halb kriechend, vorwärts. Wahrscheinlich hatte er in der Sorge, die Grenze nicht mit allen rechtzeitig zu erreichen, Frau und Sohn vorausgeschickt. Die deutsche Kontrolle muß ihn aber von irgendwo her entdeckt und angeschossen haben. Sicher hat er auf keinen Anruf sich selbst aufgegeben. Sie sehen: die Frau bestürmt den Grenzer verzweifelt, umklammert seine Kniee, aber der Schweizer kann und darf nicht helfen, denn ihr Mann ist noch auf deutschem Gebiet. Und jetzt sieht man oben auf der Anhöhe wieder zwei Punkte. Die Frau reißt sich empor, küßt den Knaben und rennt los. Der Grenzer will ihr nach, aber er muß den Bub halten.

Drüben schleppt der Mann sich weiter: er hat ein Bündel geworfen, eines der Habseligkeiten, einen Arm voll kleiner und großer Dinge, an denen wir hängen, weil sie mit uns gelebt haben. Wenn er den Markstein an der kleinen Straße erreicht, ist er gerettet. Wenn es der Herrgott will, dann muß es doch noch möglich sein... Die Frau rennt und rennt, stürzt einmal, steht wieder auf und läuft weiter, an dem Grenzstein vorbei in die Gefahr des Todes. Sie erreicht den Mann, packt ihn — die deutschen Grenzwächter müssen erst eine Mulde überqueren, bevor sie wieder in Sicht sind — Vater im Himmel, es muß doch gelingen...! — und es gelingt. Auch das letzte Bündel bleibt liegen, aber was tut's! Die Frau schleppt, nein, trägt den Mann, am Grenzstein vorbei, noch ein paar Schritte weiter, aber dann kann sie nicht mehr. Sie knien Beide in den Wiesen und verschmelzen in der Umschlingung zu einem dunklem Stein. Ueber der Mulde tauchen die jenseitigen Grenzer auf, aber der Schweizer ist mit dem Knaben schon früher losgerannt und steht nun neben dem Geretteten. Er überläßt den Knaben der Umarmung des Vaters, dann führt er mit der Frau den Angeschossenen der Geborgenheit zu. —

Wortlos haben Konrad und der Hagere zugesehen, aber jetzt bricht es aus dem Fremden wie ein ungeheurer Strom. Er heult in seine Arme, er stöhnt wie ein Tier und er küßt die Erde vor ihm, wieder und wieder, in dem Sturm, der durch seine Seele braust. Konrad läßt ihn gewähren. Er könnte auch gar nichts anderes tun, denn auch aus seinen Augen stürzt nach diesem Miterleben der erlösende Strom auf die heimatliche Erde...

Von der Dorfkirche am Rhein unten hallen vier helle Schläge, denen sechs dunklere folgen. Sie mahnen die beiden Erschütterten daran, daß das Leben weitergeht über Geschundene und Weinende, über den Gejagten und den, der noch ein Recht auf den Boden unter seinen Füßen hat.

Konrad fährt sich mit dem Handrücken über die Augen — gut, daß der Fremde nicht gesehen hat, daß es auch ihn übermannte — und greift dann ungelentk nach des Andern Hand: „Chumm, ich mueß wieder uf d'Wacht...“ Er weiß, er ist Soldat und er will auch seine Pflicht tun, aber er kann es nicht hindern, daß seine Hand nicht zupackt, sondern eher bittet. Der Fremde blickt ihn an, merkwürdig ruhig, seltsam gefaßt. Er nickt und stützt sich auf die Kniee. Aber bevor er aufsteht, graben seine Hände in den Waldboden und heben wie in einer Schale dunkle Erde empor. Und dann beginnt er zu sprechen, ganz leise, und es ist doch wie eine Glut, die nur auf einen Windhauch wartet, um zur Flamme zu werden:

„Erde — Erde wie überall, wo Menschen säen und ernten — und doch andere Erde — freie Erde — Schweizererde.“ Er drückt sein Gesicht hinein wie ein Verlorener in den Schoß seiner Mutter. „Ich nehme dich mit in mein verwüstetes Land — zweifach verwüstet vom Krieg und von der Unmenschlichkeit...“ Behutsam läßt er die Krumen aus der einen Hand in die andere rieseln und dann in die Brusttasche gleiten. „Meinem Herzen am nächsten...“ murmelt er; dann blickt er auf. „Nur ein paar Worte noch, Kamerad Schweizer, nur noch ein paar Worte. Du mußt Deine Pflicht tun, ich weiß, und ich muß die meine tun. Aber Du sollst nicht denken, daß ich überspannt oder verrückt bin. Du kennst das Maß nicht, das diese Zeit von uns fordert — wenn Du gläubig bist, danke dem unverständlichen Gott, der dies alles geschehen ließ, daß Du es nicht kennen mußt...“ Das Du kommt ihm so selbstverständlich über die Lippen wie vorhin dem Soldaten, wie allen natürlichen Menschen, die eine große Freude oder Not zusammenführt.

Konrad möchte ihn unterbrechen; er weiß, daß er es tun müßte, denn es ist gegen jede militärische Vorschrift, daß er hier an der Grenze und auf der Wache einen Fremden anhört, aber er kann nicht. Es geht eine Kraft von diesem Menschen aus, gegen die er machtlos ist.

Der Hagere sieht wieder hinüber in die deutsche Landschaft, die jetzt in der milden Morgensonne liegt.

„Ich bin Flüchtling — ich habe bei Euch gelebt im Lager — seit zwei Jahren — ich habe dieses Leben ertragen — es war nicht allzu schwer — ich bin ja der Hölle entronnen damals — damals schon einer Hölle — denn was wir hier gesehen haben, Kamerad, das war ja nur ein winziges Etwas von der Qual — nur ein Staubkorn in der grauenvollen Wüste, die sich seit Jahren über meine Heimat wälzt — alles Leben begrabend — alle Seele erniedrigend — allen Geist ertötend — nur ein Staubkorn...“ Ein kurzes Schluchzen schüttelt ihn, dann wendet er sich jäh zu dem Soldaten, der bewegungslos vor ihm steht: „Ich habe nichts mehr drüben — verstehst Du — nichts mehr. Meine Mutter fiel schon einer der ersten Bomben zum Opfer — meine drei Brüder sind gefallen — unser Häuschen ein Aschenhaufen — ich hab' mich nicht mehr gestellt — ich bin bei Bauern untergetaucht... Ein halbes Jahr da — drei Monate dort — und dann ein ganzes Jahr im Schwarzwald

— und dort — fand ich einen Freund — einen ausländischen Arbeiter...“

Wieder hielt er inne, aber er läßt keinen Blick von dem erstaunten Bauerngesicht unter der Soldatenmütze, das sich ihm jetzt zuwendet.

„Weißt Du, was das heißt — oder weißt Du es nicht? — Es ist auch ganz gleichgültig — und es ist mir auch ganz gleichgültig, was Du von mir denkst — aber ich habe ihn geliebt — nicht sofort — wie es in dummen Büchern steht — aber langsam — in der Arbeit auf den weiten Aeckern — bei den nächtelangen Gesprächen in der Dachkammer — kam die Liebe zu uns — wie Abend und Morgen — wie ein Glück, das einfach da ist — und keine Frage kennt... Dann mußte ich fliehen — bekam noch Briefe auf Umwegen hierher bis vor einem Monat. Aber jetzt — jetzt wollen sie die ausländischen Arbeiter an die Wand stellen — begreifst Du mich endlich? — Ich muß hinaus! — Ich muß hinüber! — Ich kann ihn doch nicht einfach verrecken lassen wie einen rüdidigen Hund...!“

Er umklammert die Kniee des Soldaten und preßt sie so gegen seine Brust, als müßte die Kraft seines Herzens des Andern Willen brechen. Er hat die letzten Worte in der Stille des Waldes nur kaum hörbar gesprochen, aber sie reißen in Konrad ein Ungeheures auf bis zum Grunde der Seele.

(Schluß folgt.)

Die verbotene Liebe

Eine Buchkritik enthüllt.

Am 9. November 1944 erschien im Berner „Bund“ No. 527 in der „Bücherschau“ die Besprechung eines Buches von Dr. A. Stocker: *L'amour interdit. Trois anges sur la route de Sodome. Etude psychologique.* Editions du Mont-Blanc, Genève. Ueber das Werk selbst würden wir gerne einmal eine ausführliche Auseinandersetzung unserer welschen Kameraden lesen; heute berührt uns nur die erwähnte Rezension. Sie lautet:

Die Homosexualität ist ein sehr heikles Problem, über das man selten etwas Vernünftiges hört. Das hat seinen Grund nicht zuletzt darin, daß sie immer noch zu den mehr oder weniger „verpönten“ Problemen gehört, so daß selbst Gebildete nur ausnahmsweise über ihre ungeheure Verbreitung, geschweige denn über ihre sozialen und kulturellen Auswirkungen unterrichtet sind. Diese gehen viel weiter, als gemeinhin angenommen wird. Ja, eine gewisse neue katastrophal sich auswirkende „Weltanschauung“ ist in entscheidenden Punkten überhaupt nicht zu verstehen, zu durchschau-
en, bevor man über das Wesen der Homosexualität einigermaßen im Bilde ist.